



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Amyntor, Gerhard von: Aus den hinterlassenen Papieren eines
preußischen Staatsministers : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus den hinterlassenen Papieren eines preussischen Staatsministers.

Mitgeteilt von Gerhard von Amyntor.

(Fortsetzung.)



eben mir her im Gedränge ging ein Mann, der mir sein Herz auszuschütten begann; er erklärte mir, daß, wenn aus Deutschland noch etwas werden sollte, die ganze Rechte der Paulskirche totgeschlagen und jeder Preuze aus Frankfurt vertrieben werden müßte. Meine Einwendungen dagegen fruchteten nicht viel. Plötzlich, im Schein einer Laterne, sah er mich genauer an und sagte: „Heeren Se mal, Sie sehen mich so bekennt aus!“ Mir pochte das Herz; er konnte mich ja in der Paulskirche gesehen haben. „Ja, antwortete ich schnell, ich habe es längst vermutet, wir müssen uns schon früher einmal getroffen haben.“ — „Na, waren Sie vielleicht bei de Schleswigischen Freischaren?“ — „Ja, versteht sich,“ war meine Antwort. — „Na, denn sind wir alte Kameraden, und denn müssen Sie en Schluck aus meiner Flasche nehmen.“ — „Prosit!“ sagte ich und setzte zum Schein die Flasche an meine Lippen. — „Nee, das ist doch merkwürdig, wie man sich in der Welt immer wieder zusammenfindet!“ Der Zug wälzte sich inzwischen an meiner Wohnung vorüber; ich hatte genug und drückte mich.

Am folgenden Tage, am Sonntag, trat ich um ein Uhr in den Speisesaal unsers Gasthauses und wurde durch die freundliche Helle desselben überrascht: lauter neue Fenster Scheiben! Bei Tische verabredete ich mit Schwerin und dem Fürsten Dohnowski einen Ausflug nach Homburg, das man mit der Eisenbahn in wenigen Minuten erreichen konnte. Dohnowski war sehr heiter und trug uns nach der Tafel einige spanische Lieder vor, die er eben aus dem Lande des Weines und der Gefänge mit heimgebracht hatte. Als wir des Abends von

Homburg zurückkehrten, erfuhren wir, was inzwischen in Frankfurt vorgegangen war. Sämtliche in der freien Stadt anwesenden „Turner“ — man schätzte ihre Zahl auf 40 000 — wären auf einem freien Platze vor dem Thore (der Pfingstweide) versammelt gewesen. Die Führer der Demokratie, Robert Blum, Schlössel u. a., hätten dort zündende Reden gehalten. Endlich sei beschlossen worden, am folgenden Tage eine Sturmpetition an die Paulskirche zu erlassen: die Mitglieder der Rechten und alle Preußen sollten sofort aus der Versammlung ausscheiden; geschähe dies nicht, so würde das souveräne Volk eindringen und ein Blutbad anrichten. Die Regierung hätte Kenntnis von diesem Beschlusse und hätte sofort in die Nachbarschaft telegraphirt, um womöglich noch in heu- tiger Nacht einige Bataillone heranzuziehen.

Wir gingen erst spät auseinander und wünschten uns ungestörte Ruhe; doch mag mancher in dieser Nacht unruhige Träume gehabt haben.

Montag den 18. September, als ich früh aus dem Fenster meiner Wohnung sah, bemerkte ich viel Landvolk, das anscheinend aus der nächsten Umgegend in die Stadt zog und mit Flinten, Piken, Heu- und Mistgabeln, ja auch mit Dreschflegeln bewaffnet war. Plötzlich entstand eine wirre Bewegung unter diesen Leuten; man lief wie toll durcheinander und schrie und schimpfte. Ich hörte den Ruf: „Die Praiße sind da!“ Einzelne warfen die Waffen fort und drückten sich in die nächsten Häuser, um sich zu verstecken. Mein Hauswirt stürzte in mein Zimmer: „Um Gottes Willen, die Preußen sind da! stellen Sie in der Paulskirche sofort den Antrag, daß sie zurückgeschickt werden, sonst werden unsre Kinder in der Wiege gemordet, ja es wird in der ganzen Stadt kein Stein auf dem andern bleiben!“ Ich gab mir alle Mühe, den Mann zu beruhigen. Vergeblich.

Ich ging zur Sitzung. Vor der Paulskirche fand ich — welche Überraschung! — ein Bataillon Preußen aufgestellt. Wie hoch mir das Herz schlug, unsre blauen Zungen zu sehen, kann nur der ermessen, der je in ähnlicher Lage war. Es war ein Bataillon des schlesischen Füsilierregiments, das man von Mainz herübergeschickt hatte. Ich wechselte einige Worte mit einem mir bekannten Offizier und betrat dann in gehobener Stimmung unser Haus.

Es standen die langweiligen Grundrechte auf der Tagesordnung. Die gelehrten Reden der Herren Professoren vermochten nirgends rechte Teilnahme zu erwecken. Ein Antrag der Linken, „das Militär müsse zurückgezogen werden, weil man nicht unter den Waffen beraten dürfe,“ wurde vom Ministerium zurückgewiesen. Endlich wurde der Tags zuvor auf der Pfingstweide beschlossene Antrag wohl stilisirt dem Präsidenten übergeben. Dieser verlas ihn mit würdevoller Ruhe und sagte dann mit einer Unbefangenheit, die den Verdacht einer leisen Ironie erwecken konnte: „Ich werde diesen Antrag dem Ausschusse für die Geschäftsordnung überweisen.“ Wir riefen Bravo. Man wußte aber sehr wohl, daß dann der Antrag, wenn überhaupt, erst nach Wochen zur Beratung

kommen würde — und dabei harrte das Volk vor der Thür der Antwort. Unzweifelhaft bestanden Fäden der Verbindung zwischen der äußersten Linken und der draußen wartenden, aufgestachelten Menge. Letztere wollte eindringen; einige Abgeordnete, unter denen ich den Oberprokurator vom Rhein, v. Kösteritz, erkannte, hielten die Thür zu. Das Ringen an der Thür begann. Da erschien eine preussische Patrouille; der Unteroffizier kommandirte: „Fällt's Gewehr!“ und der Volkshaufe stiebte wie ein Flug Späzen auseinander. Man erzählte in der Paulskirche, einer der Aufständischen habe einen Bajonnetstich in den Schenkel erhalten. Das Gerücht durchlief schnell alle Bänke und hatte den Antrag der Linken zur Folge, daß es jetzt die höchste Zeit sei, die Truppen zurückzuziehen; die Preußen fingen an zu morden, es wäre schon Blut geflossen, und die Wut des Löwen, der einmal Blut geleckt habe, wäre bekanntlich unberechenbar. Aber die Preußen blieben auf ihrem Posten.

Was außerhalb unsers Hauses geschah, erfuhr man im Innern nicht; wir wädhnten sogar, es herrsche draußen Ruhe. Die Sitzung hingegen war sehr unruhig, sodaß sie der Präsident früher als gewöhnlich schloß. Aber wie hatte sich inzwischen das Aussehen der Straßen geändert! Überall waren Barrikaden errichtet. Ich mußte bis zu meiner Wohnung deren fünf passiren, indem ich über einige hinüberkletterte, andre durch die Nachbarhäuser umging. Nachdem ich Toilette gemacht hatte, begab ich mich zum Mittagessen nach dem „Englischen Hofe,“ wo ich eine zahlreiche Gesellschaft fand. Ich saß an der Tafel neben Sichnowski; dieser erzählte mir, daß er gleich nach Tische mit Auerwald fortreiten wolle, um darmstädtische Truppen, welche im Anmarsche seien, auf ihm bekannten Schleichwegen durch die Gärten in die Stadt zu führen, da eine Verstärkung unsrer Garnison sehr wünschenswert wäre. Frühzeitig stand er vom Mittagstisch auf und empfahl sich. Bald darauf klopfte es ans Fenster. Es war Sichnowski, der schon zu Pferde saß und mich fragte, ob er nicht seine Zigarrentasche habe liegen lassen. Ich fand sie auf seinem Plage und reichte sie ihm hinaus. Ein zweiter Herr war mit mir ans Fenster getreten. Neben Sichnowski hielt Auerwald draußen ebenfalls zu Pferde. „Aber, meine Herren — sagte mein Nachbar — wie können Sie bei diesen Unruhen einen Spazierritt unternehmen?“ — „Allerhöchster Dienst,“ war die Antwort. Sie sprengten davon; wir sahen ihnen nach und ahnten nicht, daß wir sie lebend nicht wiedersehen sollten.

Als ich mich wieder ins Zimmer zurückwandte, stellte mir der Landschaftsrat Kraß aus Wintershagen einen Gerichtsdirektor vor, der eben aus dem Bade gekommen war und in der Kraßschen Wohnung, die jetzt von den Aufständischen besetzt war, eine größere Summe Geldes zurückgelassen hatte. Ich schlug ihm vor, wir wollten in die Stadt gehen und den Versuch machen, ob wir nicht in sein Haus gelangen könnten. An der Ecke seiner Straße fanden wir einen Halbzug österreichischer Infanterie, der gedeckt hinter einem vorspringenden

Hause stand und mit der Besatzung der Krasschen Wohnung ab und zu Schüsse wechselte. Der Offizier, der einem Manne das Gewehr abgenommen hatte, lag gerade im Anschlage und drückte auf einen „Turner“ ab, der sich am Fenster zeigte. Als bald darauf das Schießen aufhörte, wagten wir uns gemeinsam mit jenem Offizier in das Haus, vor dessen Thür ein Doppelposten gestellt worden war. Ohne Hindernis gelangten wir in das zwei Treppen hoch gelegene Krassche Zimmer. Der Schrank, welcher das Geld des Gerichtsdirektors enthielt, stand unerbrochen mitten im Zimmer; er war so aufgestellt, daß er gegen Kugeln, welche durch das Fenster drangen, einigermaßen als Deckung hatte dienen können. Zwischen dem Schrank und dem Fenster lag ein wohlgekleideter „Turner“ auf dem Fußboden; eine Kugel war ihm durchs Herz und zum Rücken herausgegangen. Der Österreicher hatte gut getroffen. Die übrige Besatzung des Hauses war verschwunden. Der Gerichtsdirektor nahm sein Geld an sich, und nun durchsuchten wir das Gebäude und fanden in einem Keller die hinter Kisten versteckten Aufständischen, denen der jüdische Hauswirt allerlei Vorschub geleistet hatte; sie wurden sämtlich festgenommen und auf die Wache gebracht.

Ich habe dieses an sich geringfügigen Ereignisses ausführlicher gedacht, um zu zeigen, wie wenig Mut und Ausdauer die meisten jener Leute hatten, die für eine ihnen selbst ganz unklare Idee und auf den Ruf ihnen gänzlich unbekannter Personen, hauptsächlich nur aus Liebe zur Kauferei, die Waffen führten, und wie leicht sie einzuschüchtern waren. Auch von andern Seiten ist mir diese Ansicht bestätigt worden.

Noch vor Einbruch des Abends traf darmstädtische Artillerie ein; sie räumte die Barrikaden schnell auf, und damit hatte der Krieg sein Ende erreicht. Von der Dunkelheit begünstigt, mögen sich wohl die „Turner“ zurückgezogen haben; am folgenden Tage war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Wir durchwanderten nun ungehindert die Straßen. Die Stadt war in ein großes Kriegslager verwandelt. Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Pioniere lagen bunt durcheinander — Preußen, Österreicher, Baiern, Württemberger, Badenser, Darmstädter und Nassauer — es wahr eine wahre Musterkarte. Von preussischen Regimentern fanden wir das 35. und 38. vor; obgleich die Leute kaum etwas im Leibe hatten und nun auf dem harten Steinpflaster bivakiren mußten, waren sie doch munter und gutes Mutes. Auf Veranlassung einiger uns bekannnten Offiziere trugen uns die Säger der Kompagnien, zur höchsten Bewunderung der Frankfurter, ein paar Soldatenlieder vor. Wir schleppten aus Bäckerläden und Brauereien herbei, was noch irgend aufzutreiben war, und bemühten uns, so den braven Leuten ihr hartes Los doch etwas zu erleichtern.

Am späten Abend kehrten wir wieder in unser Hotel zurück. Dort traf uns die anfangs bezweifelste Nachricht, daß Auerwald und Sichnowski ermordet

seien. Um Truppen in die Stadt zu führen, waren sie fortgeritten, aber schon vom Thore aus von rohen Böbeln verfolgt worden, die, wie man uns versicherte, ein hervorragendes Mitglied der Linken hinterhergehelt hatte. Wären sie auf der großen Straße schnell vorwärts geritten, so wären sie sicher der Gefahr entgangen; leider hatten sie sich in Seitengassen begeben, jagten dort, von Schüssen und Steinwürfen verfolgt, zwischen hohen Gartenzäunen hin und her und sprengten endlich in einen offenstehenden Garten hinein. Der Besitzer stand vor der Thür seines im Garten gelegenen Häuschens; er stellte schnell die Pferde in seinen Kuhstall und nahm die Verfolgten unter sein Dach. Lichnowski verbarg sich im Keller; Auerwald begab sich auf den Boden, legte sich dort in das Bett eines Lehrlings, zog eine Schlafmütze über die Ohren und spielte den Kranken. Beide wurden gefunden, herausgeschleppt und, obgleich sie keine Waffen bei sich geführt hatten, in scheußlicher Weise ermordet. Lichnowski wurde an einen Baum gebunden und so als Zielscheibe für Senfenshiebe und Schüsse benutzt. Auerwald erhielt zuerst von einem Weibe einen Schlag mit dem Sonnenschirm ins Gesicht und dann aus nächster Nähe einen Schuß durch den Kopf; er blieb auf der Stelle tot; seine Leiche wurde nach mehreren Stunden gefunden. Lichnowski starb nicht so schnell. Er ließ sich noch in das Bethmannsche Gartenhaus tragen, wo er im Beisein mehrerer schnell herbeigerufenen Priester verschied. Dort hatte ihn unser Berichterstatter als noch nicht erkaltete Leiche gefunden.

Nach dieser Mitteilung konnten wir an der Wahrheit derselben nicht mehr zweifeln. Wir waren alle sehr ergriffen und blieben noch länger zusammen, um unsern Gefühlen durch gegenseitige Aussprache Luft zu machen. Die Beweggründe zu diesem empörenden Doppelmorde erschienen uns umso weniger begreiflich, als die Ermordeten keineswegs hervorragende Mitglieder der Versammlung gewesen waren, ja nicht einmal der entschiedenen Rechten angehört hatten.

Am folgenden Morgen früh ging ich zu der unheilvollen Stelle hin und ließ mir von dem Gärtner den vollständigen Hergang der traurigen Begebenheit noch einmal ausführlich erzählen. Der Bericht entsprach völlig dem uns schon gestern mitgetheilten. Ich trat an den Platz, wo Auerwald gefallen war. Der Schuß durch den Kopf hatte ihn sofort getötet; er hatte also nach dem Falle gleich stillgelegen. Deshalb war auch nur eine und zwar eine ganz kleine Blutlache vorhanden. Das Blut war nicht in die Erde gezogen, sondern auf dem dichten Lehmboden geronnen und zu einem festen Körper erstarrt. Ich nahm ein Teilchen davon auf ein Stück Papier und schickte es in meinem nächsten Briefe in die Heimat.

Einige Tage später wurden beide Opfer beerdigt, gleichzeitig mit den gefallenen Soldaten (einem Offizier und vier Gemeinen). Von den Aufständischen waren, wenn ich nicht irre, siebzehn geblieben, deren Leichen ich mir im städtischen Hospital ansah; die Anzahl der Verwundeten wurde nicht bekannt gemacht.

Mit dieser betäubenden Katastrophe war der Kampf vollständig beendet. Die Truppen blieben noch einige Tage in der Stadt, teils um die Trümmer der Barrikaden wegzuräumen, teils um für etwaige Fälle zur Hand zu sein. Aber diese traten nicht mehr ein. Es war so ruhig in der Stadt geworden, daß sich sogar einige Helden der Bürgerwehr auf der Straße zu zeigen wagten.

Auf unsre Verhandlungen hatten diese Ereignisse nur geringen Einfluß. Die Linke war jetzt ziemlich gedrückt und kleinmütig; aber auch die Rechte konnte ihr Haupt nicht sicher erheben, da mehrere Mitglieder aus der Fraktion ausschieden, weil diese der Gegenstand der Volksangriffe sei. Unser Häuflein wurde sehr klein. Meinerseits konnte ich diese ängstliche Auffassung nicht billigen und stellte daher im Hause den Antrag, die intellektuellen Urheber des Aufstandes, welche offenbar in unsrer Mitte wären, gerichtlich zu verfolgen, was natürlich nicht geschah. Aber dieser Antrag zog mir eine Mißtrauensadresse der Demokratie meines Heimatskreises zu, wo unsre stenographischen Berichte fleißig gelesen wurden; in dieser Adresse war die Aufforderung enthalten, ich sollte sofort heimkehren. Daß ich solche Stimmen nicht beachtete, versteht sich von selbst; einen sehr komischen Eindruck aber machte es auf mich, daß ich gleich darauf eine Vertrauensadresse aus meinem Kreise erhielt, die zum Teil dieselben Unterschriften trug wie jene!

In der Paulskirche herrschte eine schwüle Luft. Die Linke sah, wie Preußen sich erhob, und konnte dieses Unglück nicht verhindern. Der König hatte die Gardes zurückberufen; Wrangel war in Berlin eingezogen und hatte das Rumpfparlament, das gegen den Willen der Regierung tagte, vertrieben. Über Berlin war der Belagerungszustand verhängt; der König hatte ein konservatives Ministerium berufen, und der an die Spitze dieses Ministeriums gestellte Graf Brandenburg hatte das Wort gesprochen: „Bis hierher und nicht weiter.“ Die Demokratie wollte aber noch nicht die Flinte ins Korn werfen. Ein letzter Versuch sollte noch gemacht, eine neue Revolution heraufbeschworen werden. Robert Blum wurde nach Wien geschickt, um dort den Aufstand zu organisiren. Sein Treiben wurde entdeckt, und der hochbegabte, aber durch blinde Leidenschaft irre geleitete Mann fand sein Ende auf dem Sandhaufen in der Brigittenau.

In dieser Zeit, es mochte in den letzten Tagen des November sein, erhielt ich plötzlich ein Schreiben vom Grafen Brandenburg: ich solle sofort nach Berlin kommen. Was wollte man von mir? Was war der Zweck dieser Berufung? Ich grübelte vergebens und ging endlich zu Radowiz, der, wie ich wußte, wenige Tage vorher von Berlin zurückgekommen war. Er war ein Vertrauter des Königs und konnte am besten unterrichtet sein. Radowiz zögerte, mit der Sprache herauszurücken, endlich nahm er mir das Wort ab, vorläufig noch nicht über die Sache zu sprechen, und erklärte mir dann: der König sei entschlossen, eine feste Regierung wieder herzustellen; Wrangel solle mit starker Faust alle revolutionären Bestrebungen nicht nur in Berlin, sondern auch in

der Umgebung der Hauptstadt niederhalten; er solle zum Generalgouverneur der Marken ernannt und ihm ein Zivilgouverneur an die Seite gestellt werden; für diese letztere Stelle wäre ich bestimmt. Wo beide gemeinsam handeln würden, sollten sie diktatorische Gewalt haben. „Reisen Sie — so schloß er — so schnell wie möglich nach Berlin!“ Das that ich, aber es sollte eine Reise mit Hindernissen werden.

Damals gab es noch keine direkte Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Frankfurt. Von Frankfurt aus fuhr man bis Eisenach mit der Post; erst dort traf man die Bahn. Es hatte nun aber am Tage meiner Abreise von Frankfurt heftig geschneit; die Straße war so stark verweht, daß die Post sich mehrere Stunden verspätete und wir den Anschluß an den von Eisenach nach Berlin gehenden Zug verfehlten. Erst nach mehreren Stunden Aufenthalt konnte ich den nächsten Zug benutzen. In meiner Wagenabteilung genoß ich die Gesellschaft der Gattin eines Frankfurter Bankiers, die mir mit ihrer Gesprächigkeit stark zusetzte. Sie war stolz auf ihren Gemahl, der ebenfalls der Paulskirche angehörte, und interessirte sich aufs lebhafteste für alle politischen Fragen des Tages. Ueber die Berliner Zustände äußerte sie sich sehr abfällig; sie schimpfte auf die „Reaktion“ und sprach offen ihre Hoffnung auf eine zweite Volkserhebung aus. Eingedenk der mir möglicherweise bevorstehenden Aufgabe übte ich die diplomatische Kunst des Schweigens so lange, als nur das Thema „Berlin“ verhandelt wurde. Als sie aber auch Robert Blums trauriges Ende erwähnte, das damals gerade bekannt geworden war, und sich in maßlosen Schimpfereien auf die Gewaltthaber Deutschlands erging, löste der Zorn auch meine Zunge. „Dem Aermsten ist nur sein Recht geworden; warum ging er dorthin?“ — „Er war ja geschickt; gerechter Gott! die Linke hatte ihn doch hingeschickt!“ — „Geschickt? So? Nun, dann bedaure ich, daß seine Auftragegeber nicht mitgegangen sind!“ Dieses unvorsichtige Wort des Unmutes sollte mir böse Früchte tragen. Der Zug war in Merseburg. Der dortige Bahnhof war angefüllt mit betrunkenem, brüllendem Volke und mit zahlreicher Bürgerwehr, die auch nicht mehr ganz nüchtern war. Meine Reisegefährtin verließ den Wagen, um nicht wiederzukehren. Ich sah, wie sie mit mehreren Bürgerwehrmännern heimlich flüsterte und dabei auf mich deutete; dann verschwand sie im Gedränge. Gleich darauf taumelte ein Bürgerwehrmann an mein Koupee: „Den Paß!“ — „Ich habe keinen.“ Jetzt erschienen mehrere Bewaffnete und brüllten im Chor: „Den Paß!“ — „Ich habe schon gesagt, daß ich keinen Paß habe; hätte ich aber einen, so würde ich ihn doch nicht vorzeigen, denn, meine Herren, Sie haben gar kein Recht, darnach zu fragen.“ — „So? das wollen wir doch sehen. Hierher, Kameraden!“ Nun drängte sich ein Haufe erregter Menschen an meine Wagenthür. Eine Stimme rief: „Ohne Legitimation kommen Sie keinen Schritt weiter! Wir sind hier, um jeden Wagen zu untersuchen, damit kein Militär nach Berlin kommt; dort brennt der Straßenkampf [dies war eine Tatarennachricht], der König will von hier mehr Militär heranziehen, das dulden wir nicht.“ — „Das ist gewiß auch so ein verkappter Leutnant, hezte eine andre Stimme, er sieht gerade so aus.“ Ich hatte nämlich einen Militärmantel um. „Meine Herren, sagte ich uneingeschüchtert und in der Hoffnung, die Aufgeregten durch einen Scherz umzustimmen, betrachten Sie gefälligst meinen Körperumfang; ist das die Taille eines Leutnants? Sie sollten mich doch wenigstens zum Stabsoffizier machen.“ — „Ach was! murrte eine dritte Stimme, reißt ihn heraus! Wir haben heute schon

den Hinkeldey angehalten, der auch nach Berlin beordert war; wir werden doch mit diesem Burschen keine Umstände machen! Der geht in Stücke, wenn wir ihn anpacken.“ — „Hoho, versetze ich gelassen, dazu gehören zwei: einer, der anpackt, und einer, der sich anpacken läßt. Ich rate niemand, mir zu nahe zu kommen.“ Jetzt wurde mir die Spitze eines Bajonnets vor die Brust gehalten. Als das Eisen meinen Mantel berührte, griff ich es an und stieß es mit Aufbietung aller meiner Kräfte zurück. „Damit bleibt mir vom Leibe, damit versteht ihr nicht umzugehen.“ Der zurückgestoßene Bürger soldat taumelte und fiel auf den Rücken; es war wohl weniger die Kraft meines Stoßes, als vielmehr der Branntwein, der ihn umgeworfen hatte. Die Menge aber geriet nun in Wut und stürmte laut brüllend auf meine Wagenthür ein. Da drängte sich ein Herr durch die andern, der eine Autorität zu sein schien. „Mein Herr, redete er mich würdevoll an, haben Sie keine Legitimation vorzuzeigen? Ich bin der Stadtschreiber N. N. und Kommandeur der Bürgerwehr.“ — „Gewiß eine sehr hohe Stellung, sagte ich, aber sie giebt Ihnen keine Befugnis, Polizei zu üben.“ — „Sie haben vollkommen Recht, flüsterte er mir zu, das will ich auch nicht; ich möchte Sie nur aus dieser Lage befreien, damit der Zug endlich abgehen kann. Es genügt mir jedes Blatt Papier, das Sie mir geben; die mißtrauischen Leute sollen nur sehen, daß ich ein von Ihnen kommendes Papier lese.“ Dieser Ton klang anders und rührte mein Herz; ich hatte aufrichtiges Mitleid mit dem armen Befehlshaber dieser trunkenen Horde. Ich griff in die Tasche; den Brief vom Grafen Brandenburg durfte ich nicht vorzeigen, das hätte mir schlecht bekommen können; da fand ich noch die Quittung meines Schusters, den ich im Augenblicke meiner Abreise bezahlt hatte; sie trug meinen Namen — das genügte. „Meine Herren, rief der Kommandeur seinen Leuten zu, dies ist ein Abgeordneter aus der Paulskirche, der stets für die Rechte des deutschen Volkes gestritten hat.“ — „Hurrah!“ brüllten nun die Tapfern, und der Zug dampfte ab. Als wir aus dem Bahnhofe hinausfuhren, sagte ein Mitreisender zu mir: „Dafür mögen Sie sich bei der Dame bedanken, die uns vorhin verlassen hat.“ Ich weiß nicht, ob er Recht hatte. (Schluß folgt.)



Literatur.

Cypria. Episches Gedicht in fünf Gesängen. Von einem „Epigonen.“ Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, 1887.

Ein Gedicht voll heiterer Anmut und reich an Geist, das mit Wit, wenn auch nicht ganz ursprünglicher Originalität, Mythologie und Weltlichkeit durcheinander schlingt, Märchen und Phantasterei fest mit innerer Logik in der psychologischen Entwicklung vereinigt und so im scheinbar übermütigen Spiele der Phantastie doch ein der Tiefe nicht entbehrendes Bildchen menschlicher Schwäche und Stärke gestaltet. Das Ganze tönt aus in einen edeln Hymnus auf die holde Aphrodite, welche, Liebende zu beschützen, selbst vom Olymp herniedersteigt und sich den Menschen offenbart. Jason, der einzige Sohn eines reichen, geizigen Kaufmannes, liebt das arme Blumenmädchen Iole; er kann sie aber nicht heiraten, weil der Alte nicht einwilligt. Droben im Olymp haben sich deshalb zwei Par-